

Roschans Glück und Elend

Im August 1990 verwirklichten Roschan und ich unsere Träume. Roschan fand einen kleinen Laden zur Miete, der sich für seine Boutique eignete. Der Laden befand sich in einer Top-Lage – in der Nähe des „Mirwais“-Kinos, direkt an der Fußgängerzone. Roschan war schon seit Tagen mit Renovierungsarbeiten beschäftigt, denn er wollte die schönste Boutique Kabuls eröffnen, sagte er. Ich dagegen hatte seit einer Woche eine komplette Hühnerfarm mit etwa 300 Legehennen, 33 Hähnen und einer Brutmaschine, die im Idealfall in 21 Tagen bis zu 500 Küken ausbrütete. Das alles hatte ich einem Farmer abgekauft, der mit dem Geld seine Flucht in den Iran finanzieren wollte.

Die „Ruine mit den hohen Mauern“ hatte ich fachmännisch zu einer Hühnerfarm umbauen lassen. Zwei erfahrene Farmarbeiter, die schon für meinen Vorgänger gearbeitet hatten, hatte ich ebenfalls in eine Daueranstellung übernommen. Jetzt wusste ich auch, wie viel Arbeit in einer Hühnerfarm steckte! Die Hühner waren ständig am Fressen und machten jede Menge Dreck. Pausenlos brauchten sie Unmengen von teurem Getreide. Zum Glück hatte ich die erfahrenen Farmarbeiter und meinen Opa, der mir in Finanzfragen mit seinem Rat zur Seite stand.

Es wurden mehr Eier produziert als für die Brutmaschine benötigt. Die konnte ich jedoch problemlos an Lebensmittelläden in der Umgebung verkaufen. Und die Nachfrage nach Küken war so groß, dass die Leute sich auf einer Vorbestellungsliste eintragen lassen mussten, ehe die Küken geschlüpft waren.

Im September 1990 ließ mich Roschan seine professionell umgebaute Boutique bestaunen. Er schloss stolz die Tür zu seinem Laden auf und ließ mich zuerst eintreten. Er selbst hatte einen Koran in der Hand, den er auf das hohe Regal seiner Boutique legte. „Das

soll mir Glück bringen!“, sagte er und seine Augen leuchteten vor Freude. Der Stolz in seinem Gesicht war kaum zu übersehen. Seine Boutique war wirklich ein echtes Schmuckstück geworden. Man sah sofort, dass Roschan sie mit viel Liebe und Kreativität eingerichtet hatte. Die Boutique-Einrichtung hatte er von einem Schreinermeister maßanfertigen lassen und die Wände in Regenbogenfarben gestrichen. Unter dem Regenbogen waren große Poster von Bollywood-Stars in sexy Posen aufgehängt, was die Afghanen so sehr liebten. Noch gab es keine Ware zum Verkaufen in seiner Boutique, dafür aber einen riesengroßen Kassettenrecorder. Als er ihn einschaltete, dröhnte indische Musik aus den Lautsprechern. Roschan schob eine neue Kassette ein, die mit „King Jackson“ beschriftet war, setzte sich blitzschnell einen schwarzen Hut auf und tanzte ein letztes Mal zu Michael Jacksons Musik.

Roschan war schließlich so in seinem Element, dass er gar nicht bemerkte, wie viele Schuljungen und Schulmädchen sich vor dem Fenster seiner Boutique versammelt hatten, um ihn tanzen zu sehen. Und als die Musik zu Ende war, hüpfte er mit seinen 15 Jahren vor Freude so herum, dass man hätte denken können, er sei erst sieben. Ich hüpfte mit ihm und freute mich wahnsinnig für meinen Kumpel.

Zum Schluss zeigte er mir noch die abgeteilte Ecke für geile Schulmädchen. Die Wände dieser Ecke wurden von einer enormen Menge an Michael-Jackson-Postern verschönert. Ein Ledersofa, das fast die Hälfte des Platzes beanspruchte, war der einzige Gegenstand hier. Freudig sprang Roschan auf das Sofa und zeigte symbolisch, wie er mit den geilen Schulmädchen vorgehen würde, wenn sie sich von ihm besondere Qualitäts-Schminksachen schenken lassen wollten.

Als Krönung schaltete er seine Leuchtreklame am Fenster ein: „Narges' Boutique“ erstrahlte in einem kräftigen Rot mit Blau drum herum. Er hatte seine Boutique tatsächlich nach seiner Mutter benannt! Für einen Moment vergaß Roschan sogar seine Sorgen um

seine Brüder, die an der Front in Khost kämpften, und strahlte. „In einem Monat ist Tag der Eröffnung, Musti!“

Dies war der letzte Tag, an dem ich Roschan so kindlich, so stolz und so fröhlich gesehen hatte, bevor unsere Schicksale sich gegen uns wendeten ...

Da ich mit meiner Hühnerfarm beschäftigt war und Roschan mit den Vorbereitungen für die Eröffnung seiner Boutique, sahen wir uns nur noch in der Schule.

Zwei Wochen später teilte mir Roschan mit, dass er und seine Mutter in den nächsten Tagen nach New Delhi fliegen würden. Er sagte, der Hirntumor seiner Mutter sei gewachsen und eine Operation in Afghanistan wäre praktisch unmöglich. Er müsse seine Mutter nach Indien bringen, wo es – im Gegensatz zu Afghanistan – gute Medizin und Krankenhäuser und Ärzte gäbe.

Als Roschan und Tante Narges fünf Wochen später aus Delhi zurückkehrten, sah Tante Narges sehr dürr und krank aus. Sie bestand nur noch aus Haut und Knochen. Roschan war total am Boden zerstört. Er erzählte mir, dass auch die indischen Ärzte für seine Mutter nichts mehr hätten tun können. Sie hätten Tante Narges noch höchstens drei Monate zum Leben gegeben, wovon sie natürlich nichts wüsste, verriet mir mein Freund unter starkem Schluchzen. „Sie denkt, das Morphinum sei zum Heilen ihres Hirntumors da ...“

Auch Roschan selbst wurde von Tag zu Tag verbitterter. Er zog sich zurück und wollte nichts mehr von seiner Boutique wissen. Er war noch dazu pleite, denn die Reise nach Indien hatte ihn finanziell ruiniert. Seine ganzen Ersparnisse hatte er für die Flugtickets, den Krankenhausaufenthalt seiner Mutter und seinen eigenen Hotelaufenthalt ausgegeben. 1500 US-Dollar Schmiergeld hatten ihn allein das Passamt, die Genossen des Nachrichtendienstes und hochrangige Mitarbeiter des Flughafens von Kabul gekostet, damit

er als potenzieller Rekrut überhaupt Afghanistan mit dem Flugzeug verlassen durfte. Sein Traum von der Boutique war für immer geplatzt.

Nach einigen Tagen wurde Roschan von weiteren Schicksalsschlägen getroffen. Zuerst erreichte ihn die Nachricht vom Tod seiner Brüder an der Front in Khost. Und kaum waren die Zwillinge beerdigt, starb Tante Narges an ihrer Krankheit und an ihrer Sorge und Trauer um die Söhne. Anschließend erhängte sich sein Vater und Roschan wanderte wie ein Geist durch die Straßen von Kabul, führte Selbstgespräche und lachte dämlich und grundlos. Die meiste Zeit des Tages verbrachte er auf dem Schohada-e-Sualehin-Friedhof, wo er kleine Steine von anderen Gräbern klaute, um damit das Grab seiner Mutter zu schmücken.

Seine mittlerweile verheiratete Schwester Nowaila machte sich große Sorgen um ihn und bat mich, auf ihn aufzupassen. Sie sagte: „Roschans Onkel wird morgen aus Pakistan nach Kabul kommen, um ihn nach Pakistan zu bringen, wo er in einem Internat im pakistanischen Quetta Islam studieren wird!“

„Man munkelt, dass solche Internate von saudischen Wahabi finanziert werden, um Terroristen auszubilden!“, sagte meine Mutter daraufhin.

„Das sind nur Gerüchte!“, erwiderte Roschans Schwester. „Unser Onkel lebt schon lange in Pakistan und er würde seinen Neffen nie in ein terroristisches Internat schicken! Außerdem ist es mir lieber, wenn Roschan in Pakistan lebt, als wenn er Selbstmord begeht oder an der Heimatfront fällt!“

Allein der Gedanke, dass mein bester Freund vielleicht schon morgen seine Heimat und damit seine Träume verlassen und in einem fremden Land leben würde, machte mich traurig. Auf einmal vermisse ich meinen Kumpel so sehr, dass ich Palang am Halsband packte und in ein Taxi stieg, das uns zum Friedhof fuhr.

Roschan saß auf einem Ast des Friedhofsbaums, unter dem seine Mutter und sein Vater begraben lagen. Seine Brüder lagen auf

dem Militärfriedhof ein paar Kilometer entfernt. Roschan hatte sich jede Menge Gebetsketten um den Hals gebunden und alte, zerrissene Klamotten an. Meine Anwesenheit auf dem Friedhof bemerkte er zuerst gar nicht. Während Roschan von dem Baum aus einen Mann beobachtete, der ein neues Grab schaufelte, summt er ein trauriges Lied vor sich hin:

Mutter, geh nicht!

Um Gottes willen, bleib bei uns ...

Als Palang Roschan auf dem Baum entdeckte und zu bellen anfang, sprang er herunter und sah uns ein wenig verwirrt an. Dann fragte er mich, warum ich so rote Augen hätte, und ich erzählte ihm von seinem Onkel, der ihn vielleicht schon morgen nach Pakistan holen würde.

Für einen Moment schwieg Roschan, dann heulte er jedoch wie ein kleines Kind und sagte: „Wenn es einen Gott gäbe, würde er mich nicht so viel Schmerz ertragen lassen! Warum lässt mich Gott nicht sterben?“

„Ist ja gut, Roschan!“, entgegnete ich und wir umarmten uns wie zwei Brüder, die man für immer voneinander trennte. Ich riet ihm sogar, nach Pakistan zu fliehen, denn ich wusste, dass auch er jederzeit zum Militärdienst eingezogen und an die Front geschickt werden konnte.

„Versprichst du mir, Musti, dass du auf die Gräber meiner Familie aufpasst, während ich in Pakistan bin?“

„Natürlich, Roschan! Hast du vergessen, dass Tante Narges mich in Mazare-Scharif ihren Sohn nannte? Also, ich passe auf ihre Gräber auf, als wäre es meine eigene Familie!“

„Danke, Musti!“

Wir fuhren mit einem Taxi zurück nach Hause. Unterwegs spürte Palang wohl mehr als ich. Er legte ständig seine Pfoten auf Roschans Schenkel, leckte sein Gesicht ab und verabschiedete sich auf

seine Weise von ihm. Der Taxifahrer drehte sich zu uns um und sah auf dem Rücksitz seines Taxis die dreckigen Fußabdrücke des Hundes. Gerade, als er schimpfen wollte, erkannte er jedoch die Tränen in Roschans Augen. Ich war erstaunt, dass der Taxifahrer seinen Ärger herunterschluckte, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Das Taxi machte einen Zwischenstopp vor unserem Haus und Palang und ich stiegen aus, ehe Roschan zu seiner Schwester weiterfuhr. „Ich will mich noch nicht von dir verabschieden!“, sagte Roschan. „Bevor ich nach Pakistan gehe, besuche ich dich noch mal!“

Irgendwie hatte ich aber ein komisches Gefühl und ich glaubte nicht richtig daran, Roschan vor seiner Pakistan-Reise noch einmal wiederzusehen.

Palang und ich blieben vor der Haustür stehen, bis das Taxi in der Ferne verschwand.

Am folgenden Nachmittag bekam ich einen Anruf von Roschans Schwester Nowaila. Sie sagte: „Roschan ist heute Vormittag nach Pakistan geflüchtet. Er wollte den Abschied sich selbst und vor allem dir erleichtern! Roschan hasst Abschiede!“

Ja, ich hasse Abschiede ebenfalls, dachte ich bei mir.

In den nächsten Tagen verbrachte ich die meiste Zeit mit Palang auf meiner Hühnerfarm. Palang schien Roschan ebenfalls zu vermissen, denn er benahm sich seltsam. Wenn er bärtige Passanten auf der Straße sah, lief er hinaus und bellte sie an. Manchmal verschwand er sogar stundenlang. Eines Tages kam er gar nicht mehr zurück. Ich suchte die ganze Stadt nach ihm ab, konnte ihn jedoch nirgends finden.

Ein paar Tage später entdeckte ich seine Leiche an einem See, drei Kilometer entfernt von der Farm. Zwei Schusslöcher waren an Palangs Schädel zu erkennen. Als ich aber zur Polizei ging, wurde ich ausgelacht. Der Polizeichef sagte: „Heul nicht, Junge! Es war nur

ein Hund! Täglich sterben hier Dutzende von Menschen auf den Straßen durch Raketenanschläge! Also, verschwende nicht meine Zeit!“

„Nur ein Hund?! Nur ein Hund?!“ Mein Ärger auf die Polizei war groß, aber was sollte ich machen? Wenn ich den Polizeichef verärgerte, kriegte ich bloß noch Schläge von ihm. Aber er wusste auch nicht, wie elend man sich fühlte, wenn man sich große Sorgen um seinen Vater machte, der im gefährlichen Süden den Mohnanbau und die Kriminalität bekämpfte, und wenn man innerhalb kürzester Zeit zwei treue Freunde verlor.

Mein 14. Geburtstag

Mutter schenkte mir zu meinem 14. Geburtstag ein nagelneues Mofa der Marke „Honda“ und eine „Seiko“-Armbanduhr, um mich wieder fröhlich zu stimmen. Sie sei stolz auf ihren 14-jährigen Sohn, sagte sie, der in den letzten Monaten rasanter in die Höhe gewachsen wäre, als es ihr im Moment lieb sei. Sie sagte, als ich noch ein kleiner Junge gewesen sei, hätte sie sich ausgemalt, wie sie mit mir als jungem Mann durch die Einkaufspassagen von Kabul spazieren würde. Aber jetzt, da ich mit meinen 14 Jahren und 1,69 Metern Körpergröße meine Mutter in der Größe überholt hätte, mache sie sich Sorgen. Sie sagte: „Aus heutiger Sicht wünschte ich, du wärst für immer ein kleiner Junge geblieben, um vom Militärdienst verschont zu bleiben!“ Meine behaarten Beine und die dünnen Haarstoppeln auf meiner Oberlippe beunruhigten sie am meisten, denn diese zwei Merkmale entschieden ganz allein, ob man alt genug war, zum Militärdienst eingezogen zu werden. „Soll ich mich rasieren, Ma, damit du dir weniger Sorgen machst?“ „Bloß nicht!“, warnte sie mich. „Eine rasierte Oberlippe würde dich noch älter erscheinen lassen!“

Außer den Mofa-Schlüsseln übergab mir Mutter meinen Personalausweis mit der Bitte, ihn immer mitzuführen. „Wenn die Soldaten der Regierung dich auf der Straße nach deinem Alter fragen, zeige ihnen deinen Personalausweis! Und geh ja nicht ohne Personalausweis aus dem Haus!“

„Ja, Ma!“

Ich fand es lieb, dass meine Mutter mir so ein tolles Geschenk machte, aber so richtig freuen konnte ich mich nicht darüber. Ich vermisste meinen Vater, Roschan und meinen Hund. Ich träumte jede Nacht von meinem Vater, der in einer Blutlache lag und meinen Namen schrie. Dann wachte ich mit wild klopfendem Herzen auf und trank ein Glas Wasser. Und wenn ich meinem Opa von meinem Traum erzählte, sagte er: „Ich hoffe, deinem Vater geht es gut!“

Was wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten und erst später erfahren würden, war: Mein Vater wurde an der rechten Schulter angeschossen – zum Glück war die Verletzung nicht tödlich! Er lag seit zwei Tagen vor meinem Geburtstag in einem Militärkrankenhaus in Kandahar. Drogenbarone wollten ihn aus dem Weg schaffen.

An einem Donnerstagnachmittag, während ich beim Metzger hinter der Hadschi-Jakob-Moschee Fleisch einkaufte, wurde auf einmal die ganze kleine Einkaufsstraße von uniformierten Soldaten und Offizieren umzingelt. Plötzlich standen auch zwei große Militärfahrzeuge am Straßenrand vor den Läden. Die Soldaten suchten nach Rekruten und schubsten die Leute gewaltsam in die LKWs. Sie machten keinen Unterschied zwischen Jung und Alt, Käufer und Verkäufer.

Plötzlich war die belebte Einkaufsstraße wie leergefegt und auch ich wurde in das Militärfahrzeug gezwungen. Ich schrie: „Ich bin erst 14 Jahre alt geworden! Sie dürfen mich nicht mitnehmen! Hier ist mein Personalausweis!“ Doch nicht ein Soldat oder Offizier reagierte auf mein Geschrei. Erst nachdem ich mich zum zehnten Mal wiederholt hatte und meine zwei Kilogramm Hammelfleisch,

die ich gerade gekauft hatte, mit voller Wucht gegen den Fußboden des Militärfahrzeugs schlug, wurde ein junger Offizier auf mich aufmerksam. Er war kaum älter als ich selbst. Ich gab ihm meinen Personalausweis in die Hand und bat ihn, darin zu lesen. „Ich bin erst 14 und noch zu jung für den Militärdienst!“

Der junge Offizier nahm jedoch meinen Ausweis und schmiss ihn auf die Straße, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Er schrie mich an, ich solle mein Hosenbein hochziehen, damit er mein richtiges Alter feststellen könne.

Als er die vereinzelt dünnen Haare auf meinem Bein sah, grinste er hämisch und sagte: „Alt genug fürs Militär! Und halt dein verdammtes Maul, bevor ich das Magazin meiner Kalaschnikow in deinen verdammten Arsch leerschieße!“ Die Soldaten lachten.

Während wir „Rekruten“ im Militärfahrzeug hockten und nach Kandake-Tadschamo gefahren wurden, ergab sich mehrmals die Möglichkeit, aus dem Fahrzeug zu springen, in die Menschenmenge zu rennen und sich zu verstecken. Der Metzger, dem wahrscheinlich dieselben Gedanken durch den Kopf gingen wie mir, schaute mich jedoch an und schüttelte den Kopf. Damit signalisierte er mir, es lieber sein zu lassen. Ich schaute vorsichtig zu den bewaffneten Soldaten auf, die ihre Finger am Abzug ihrer Kalaschnikows hatten und uns „neue Rekruten“ keine Sekunde aus den Augen ließen. Plötzlich wurde mir klar, dass ich keine Chance hatte, unbemerkt aus dem Militärfahrzeug zu springen. Ein Fluchtversuch wäre auch äußerst dumm gewesen, denn jeden Abend wurden vom Nachrichtensprecher des staatlichen Fernsehens neue Paragrafen vorgelesen. Einer dieser Paragrafen besagte: „Wenn Wehrdienstverweigerer vor Soldaten weglaufen, darf ihnen ins Bein geschossen werden!“

Nach einer zehnminütigen Fahrt erreichten wir das triste Gebäude der Militärzentrale Kandake-Tadschamo, wo neue Rekruten offiziell als Soldaten registriert und an die Front nach Kandahar, Khost oder Panjscheer geflogen wurden.

Das Gebäude hatte einen eigenen Friseur und eine Bekleidungs-

abteilung und als wir das Haus betraten, wurden wir von einem 15-köpfigen uniformierten Friseurteam erwartet. Sie schauten alle finster drein und der Tonfall war sehr scharf und militärisch, was mir große Angst machte. Ein älterer Offizier trat vor und befahl uns, drei Reihen zu bilden. Die ersten 15 Rekruten nahmen sofort auf den hölzernen Stühlen Platz und wurden wortlos von den flinken Händen der Friseure kahlrasiert. Einen Spiegel gab es nicht. Die Friseure brauchten für jeden Kopf etwa zwei Minuten.

Nach und nach kamen weitere Militärlastwagen mit neuen Rekruten an und innerhalb einer Stunde standen mehr als 200 Männer in der Reihe, um geschoren, eingekleidet und bewaffnet zu werden. Manche der Rekruten waren noch so jung und klein, dass die Friseure ein Holzbrett auf die Lehnen der Stühle legen mussten, damit sie hoch genug saßen.

Ich fragte mich, warum manche eine Fünf-Millimeter-Friseur bekamen und manche eine komplette Rasur. Die Antwort lieferte mir mein Leidensgenosse Khrosch, der sich vor mir aufgereiht hatte. „Da, guck mal!“, sagte er. „Von den Friseuren haben nur neun eine Maschine und sechs einen Rasierer!“

Khrosch war etwa so alt wie ich, er schien jedoch den Ernst der Lage nicht zu verstehen. Aber vielleicht war das auch gut so, sonst hätte er wahrscheinlich nach seiner Mama geweint. Während im gesamten Raum Totenstille herrschte und manche Zungen stille Gebete sprachen, um irgendwie hier rauszukommen, klimperte Khrosch mit einer Hand mit den Murmeln in seiner Hosentasche und die andere Hand hielt die ganze Zeit ein Pfund Joghurt in einer durchsichtigen Plastiktüte.

Meine Augen suchten nach einem hochrangigen Offizier, der vielleicht meinen Vater kannte und mich hier rausholte. Jedes Mal, wenn ein Offizier an mir vorbeiging, nahm ich mir vor, ihn anzusprechen, aber im entscheidenden Moment verließ mich der Mut. Spätestens aber, als ich auf dem Friseurstuhl saß, machte ich meinen Mund auf.

„Nicht reden, du Hundesohn, sonst reiße ich dir den Hintern auf!“, schrie mich ein vorbeikommender Offizier an und haute mir gleichzeitig mit seiner flachen Hand auf den Hinterkopf. Ich schwieg sofort erschrocken und ließ die Prozedur über mich ergehen.

Der Friseur war besonders grob zu mir und nach der zweiminütigen Kopfrasur hatte ich zahlreiche Schnittstellen auf meiner Kopfhaut, die durch seine Trockenrasur mit stumpfer Rasierklinge verursacht worden waren.

Direkt danach musste ich mich noch einmal am Ende einer Schlange anstellen, um eine Soldatenuniform und ein Paar Stiefel zu bekommen. Hier war die Stimmung etwas entspannter. Ich erhielt ein Paket, in dem sich eine dicke, kratzige Winteruniform und ein Paar Winterstiefel befanden. Beides war gebraucht und ich bekam eine Gänsehaut, als ich Blutflecken am Ärmel der mir zugeteilten Uniform entdeckte. Als ich den zuständigen Offizier darauf ansprach, gähnte er erst und streckte sich, ehe er Stellung nahm: „Die haben wir aus Kandahar bekommen. Alles hier ist gebraucht. Und ein paar Blutflecken werden dich schon nicht umbringen! Ist auch nur eine Soldatenuniform und kein Hochzeitsanzug!“

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich das Wort „Kandahar“ hörte. Ich wusste nun, dass diese Blutflecke bestimmt von einem Soldaten stammten, der in dieser Uniform an der Front erschossen worden war. Am liebsten wollte ich das Paket zu Boden werfen und weglaufen.

Khrosch beschwerte sich über seine Mütze und die Stiefel, die ihm mindestens drei Nummern zu groß waren. Er hatte immer noch die Joghurt-Tüte in der Hand und ließ sie nicht los. Der Offizier sagte: „Mach dir keine Sorgen über deine Stiefel! Wenn du erst einmal in Kandahar bist, dann finden wir bestimmt Stiefel in deiner Größe!“

Khrosch fing daraufhin an zu heulen, als ihm klar wurde, dass er nun an die Front geschickt würde.

Die letzte Stufe war das Formale. Mit einem Schwarzweiß-Foto in

der Hand warteten wir vor dem Büro eines ranghöheren Offiziers. In Zehnergruppen wurden wir von bewaffneten Soldaten ins Innere des Büros geführt, um einen Soldatenausweis zu erhalten.

„Sobald ihr eure Ausweise erhalten habt, steigt ihr sofort auf die Pick-ups, die euch zum Flughafen befördern!“, teilte uns ein Offizier in scharfem Militärton mit. Plötzlich ging ein lautes Gemurmel los. Hände reckten sich in Richtung Himmel. Es wurde gebetet und geweint. Junge Männer schluchzten und klagten. Sie sagten: „Wer kümmert sich um unsere Kinder, Frauen und Mütter, wenn wir fallen?“ Kindersoldaten heulten Rotz und Wasser und murmelten etwas Unverständliches vor sich hin.

Als ich mit neun anderen an einem langen Tisch saß, um einen Soldatenausweis zu erhalten, unternahm ich einen letzten Versuch. „Mein Vater ist ein hoher Offizier und er bekämpft die Kriminalität in Kandahar!“, schrie ich so laut, dass alle Offiziere im Raum für einen Moment aufhörten zu schreiben und mich anstarrten. Doch zu meiner Enttäuschung wendeten sie ihren Blick schnell wieder von mir ab und beschäftigten sich weiter mit dem Schreibkram.

Einer der Offiziere füllte handschriftlich unsere Ausweise aus, klebte unsere Fotos darauf und verschwand damit in einem Hinterzimmer, wo ein hochrangiger Offizier saß, den wir nicht sehen konnten. Minuten später kam er mit den gestempelten Ausweisen zurück und befahl uns, durch den getrennten Seiteneingang zu gehen und in die Lastwagen einzusteigen, sobald er unsere Ausweise verteilt hätte. Er rief jeden Rekruten einzeln auf, drückte ihm den Ausweis in die Hand und schrie: „Auf den Pick-up!“

Jedes Mal, wenn er einen Namen aufrief, rutschte mir das Herz in die Hose.

Als der Offizier neun der Ausweise ausgeteilt hatte, befahl er mir, ihm zu folgen. Mir wurde vor Angst fast schwindlig. Er ging durch das Büro ins Hinterzimmer, salutierte vor seinem Vorgesetzten und befahl mir: „Komm herein, junger Mann!“

Mit weichen Knien betrat ich das Büro. Ein sehr kräftiger Offizier

saß an einem großen Tisch, auf dem die Afghanistan-Flagge stand. Daneben lag seine Militärmütze. Sein Blick war starr und seltsam. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob er mich finster ansah oder mich anlächelte. Ich glaube, es war eine Mischung aus beidem. Mit seiner Hand winkte er den strammstehenden Offizier ab, der sich nach dem Salutieren auf der Ferse umdrehte und aus dem Büro verschwand.

„Hinsetzen!“, befahl er.

Ich setzte mich und schaute ängstlich auf seine zahlreichen Auszeichnungen, die er an seiner Uniform trug. Ich war beeindruckt!

„So!“, sagte er. „Du bist also der Sohn von Schams?“

„Ja“, antwortete ich und wunderte mich, dass ich überhaupt eine Stimme hatte.

„Ich kenne viele Offiziere, die Schams heißen, aber welcher ist dein Vater?“

„Er bekämpft die Kriminalität in Kandahar!“, antwortete ich, doch der Offizier schüttelte nur seinen Kopf und schien meinen Vater nicht zu kennen. „Mein Onkel heißt Anwar. Er war auch Offizier“, fügte ich schnell hinzu in der Hoffnung, dass der Offizier wenigstens meinen Onkel kannte.

Plötzlich schaute mich der Offizier mit großen Augen an und sagte: „Du meinst Anwar Badori, der gerne musiziert?“

„Ja, den meine ich!“, antwortete ich mit einer freudigen Miene.

Aber der Offizier ließ nicht locker. Er wollte jetzt sichergehen, dass wir wirklich von ein und derselben Person sprachen, die Anwar hieß. Er sagte: „Dann erzähl mir mal was über deinen Onkel! Etwas, was mich überzeugt, dass du wirklich sein Neffe bist!“

„Okay“, antwortete ich mit großer Freude und legte los, über meinen Onkel Anwar zu erzählen. „Onkel Anwar ist ein begnadeter Akkordeon-Spieler, sein Vater heißt Bador. Er ist seit einem halben Jahr nicht mehr Offizier. Als er aber noch Offizier war, trank er viel Alkohol. Er fuhr oftmals seine rangniedrigeren Offizierinnen in seine Autogarage und blieb stundenlang mit ihnen dort. Wenn

mein Opa mich dann fragte, ob ich meinen Onkel gesehen hätte, log ich für ihn, indem ich ihm erzählte, dass er in der Moschee zum Abendgebet sei!“

„Stopp! Stopp! Es reicht! Ich glaube dir jetzt ohne Zweifel, dass er dein Onkel ist! Ich wollte nicht so tief ins Detail gehen, aber jetzt, da du so offen über deinen Onkel erzählt hast, behalte ich alles für mich!“, versprach mir der Offizier, dessen Namen ich noch nicht kannte.

Er war plötzlich wie ausgewechselt und er lachte über meine Geschichte so herzlich, dass einer der anderen Offiziere hereinschaute und fragte, ob alles in Ordnung sei.

Ich war so glücklich darüber, dass er meinen Onkel kannte. Am liebsten hätte ich ihm noch mehr solche Geschichten erzählt, aber er überreichte mir sein Telefon und sagte: „Ruf deine Familie an, damit sie sich keine Sorgen machen! Sag ihnen, dass du gleich nach Hause kommst!“

Das Telefon war jedoch ständig besetzt. Ich konnte mir denken, dass meine Mutter gerade alle Freunde meines Vaters anrief und sie darum bat, nach mir zu suchen.

Nach mehrmaligen Versuchen erreichte ich meine Mutter endlich. Sie klang sehr verzweifelt und sagte, dass mein Onkel Anwar nach mir suche. Ich beruhigte sie, erzählte ihr kurz von dem Vorfall und sagte ihr, dass ein Freund meines Onkels mich gleich nach Hause fahren würde.

Es war mittlerweile Abend geworden, als der Offizier mit mir vor unserem Haus einparkte. Meine Mutter und mein Onkel Anwar warteten schon ungeduldig vor der Haustür. Meine Mutter vergoss Tränen, als sie mich mit dem dicken Offizier aus seinem Jeep aussteigen sah. Onkel Anwar erkannte sofort seinen alten Freund aus der Militärzeit und empfing ihn mit großer Freude. Sie umarmten sich und der Offizier kam auf Einladung meines Onkels auf einen Tee mit uns ins Haus. Die beiden unterhielten sich über alte

Zeiten. Jetzt wusste ich auch, dass der Offizier Rahmansada mit Nachnamen hieß.

Bevor Herr Rahmansada sich verabschiedete, bedankte sich meine Mutter bei ihm, ihren Sohn nach Hause gebracht zu haben. Er sagte: „Passen Sie gut auf ihn auf, denn ich kann ihn nicht immer vor dem Militärdienst retten!“

„Was soll ich denn mit ihm machen?“, fragte meine Mutter verzweifelt. „Mein Sohn ist erst 14 Jahre alt und noch nicht reif für den Militärdienst!“

„Sein Alter spielt keine Rolle, Schwester!“, antwortete Herr Rahmansada. „Wenn die Regierung Rekruten braucht, dann wird niemand nach seinem Alter gefragt. Wenn Sie mich fragen, schicken Sie Ihren Sohn fort aus Afghanistan, um ihm dauerhaft zu helfen! Das habe ich auch getan, Schwester“, fügte er hinzu, ehe er ging.

„Ich möchte nicht ins Exil geschickt werden, Ma! Und ich möchte nicht fern von meiner Familie und meinen Freunden leben!“, flehte ich meine Mutter an.

„Auf keinen Fall, mein Sohn!“, versicherte sie mir. „Ich werde nie im Leben zulassen, dass du dich von uns trennst! Wenn, dann werden wir gemeinsam aus Afghanistan fliehen!“

Die nächsten Tage und Wochen verbrachte ich zu Hause bei meiner Familie – isoliert von der Welt. Ich durfte weder die Schule besuchen noch kurz einkaufen gehen oder mich um meine Hühnerfarm kümmern, da die Gefahr zu groß war, von den Militärs entdeckt und an die Front geschickt zu werden. Meine Mutter sagte: „Du musst Geduld haben und dich zu Hause versteckt halten, bis dein Vater aus Kandahar zurückkehrt! Er wird schon eine Lösung finden.“

Mein Opa beaufsichtigte den Betrieb und die Mitarbeiter. Ich wusste jedoch, dass er das alles nur mir zuliebe machte. Seine eigenen Firmen hatte er meinem Onkel Anwar übertragen.

Meine Mutter machte mich auf die schlechte gesundheitliche Ver-

fassung meines Opas aufmerksam und empfahl mir, die Farm zu verkaufen. Doch das fiel mir schwer. Ich hatte aber eine bessere Idee, die meinem Opa und meiner Mutter gut gefiel. „Ich schenke meine Farm Khairoddins Familie!“, bestimmte ich.

Khairoddin war Kommandant einer Mudjaheddin-Gruppe in Maidan bei Kabul. In den 60er Jahren, als meine Mutter noch ein kleines Mädchen war, hatten meine Großeltern Khairoddins Vater Qadir und seine Mutter Begom als Hausdiener eingestellt. Die Kinder der Hausangestellten waren mit meinen Onkeln und meiner Mutter zusammen aufgewachsen und sogar in dieselbe Schule gegangen. Als Ende der 70er Jahre die Russen Afghanistan besetzten, wurden Khairoddins Vater und sein jüngster Bruder von den Kommunisten erschossen und Khairoddin – er war damals 19 Jahre alt – ließ sein Studium sausen und schloss sich einer Mudjaheddin-Gruppe an, um die Sowjets zu bekämpfen.

Gesagt, getan! Und mein Opa konnte seine letzten Tage ohne den Stress mit meiner Hühnerfarm verleben.

Opa schickte ständig Telegramme an meinen Vater, dass er sich dringend auf den Weg nach Kabul machen müsse, aber wir hörten nichts von ihm. Wir erhielten auch keine Meldung, als er über den Tod seiner Lieblingstante Ameer Kodschak informiert wurde, und meine Mutter machte sich ernsthaft Sorgen um ihn.

An einem kalten Novembertag klingelte es plötzlich Sturm an unserer Haustür. Bevor meine Mutter jedoch öffnete, schickte sie mich – wie immer – auf das Dach unseres Hauses, damit ich notfalls über die Dächer der Nachbarn fliehen konnte, wenn die Militärs einen Hinweis auf mein Versteck erhalten haben sollten. Ich band also die Schnürsenkel meiner Sportschuhe fest, um im Ernstfall schnell wegzulaufen, aber zum Glück hörte ich die Stimme meiner Mutter. „Musti, komm runter! Dein Vater ist da!“

Fröhlich sprang ich von unserem Dach über die Hausmauer und von da in unseren Garten. Mein Vater war umringt von meiner

Mutter, meiner Schwester, meinem Opa, Onkel Anwar und einem Soldaten, der den Koffer meines Vaters trug. Meine Mutter und meine Schwester weinten, doch Vater lachte und sagte: „Mir geht es gut! Bald kann ich wieder ohne Beschwerden herumlaufen. Die Ärzte haben mich gut geheilt. Also, hört auf zu weinen!“

Der Anblick meines Vaters machte mir Angst. Er war total blass im Gesicht und seine linke Schulter war in dicke Bandagen gewickelt. Er gehörte ins Bett!

Über seine Verletzung sprach er nie in meiner Anwesenheit. Von meiner Mutter erfuhr ich schließlich, dass er in Kandahar angeschossen worden war und die letzten Wochen in einem Militärkrankenhaus gelegen hatte. Sie sagte: „Ein paar Bauern haben einen feigen Anschlag auf deinen Vater, seine fünf Soldaten und einen Unteroffizier verübt! Sie haben deinen Vater zum Abendessen eingeladen – unter dem Vorwand, dass er gute Arbeit leiste, indem er die Kriminalität bekämpfen würde. Nach dem Essen jedoch, als dein Vater und seine kleine Truppe sich auf den Weg zurück zum Militärposten machen wollten, wurden sie von denselben Bauern unter Beschuss genommen! Ein Soldat und der Unteroffizier starben auf den Feldern ihrer Gastgeber!“ Jetzt habe mein Vater ganze vier Wochen Urlaub, ehe er zurück nach Kandahar müsse, sagte Mutter. Und heimlich verriet sie mir noch etwas: „Wir werden versuchen, deinen Vater davon zu überzeugen, gemeinsam mit uns ins Ausland zu fliehen, anstatt nach Kandahar zurückzukehren!“

„Glaubst du, Vater würde auf dich hören und mit uns ins Ausland flüchten?“

„Ich bin sehr optimistisch“, antwortete sie.

Eine ganze Woche pflegte meine Mutter meinen Vater, bis er wieder zu Kräften kam.

Inzwischen fiel mir die Decke auf den Kopf. Die letzten Tage zu Hause in meinem Versteck vor dem Militär hatten aus mir einen anderen Menschen gemacht. Wenn ich danach in Begleitung meines Vaters durch die Straßen von Kabul spazierte, sah ich die

Welt mit anderen Augen. Ich genoss meine neue Freiheit in vollen Zügen, denn ich wusste, dass das Freisein ein Privileg und keine Selbstverständlichkeit war.

Wenn ich mit Vater einen Ausflug in die Stadt machte, spürte er, dass ich beim Anblick der Militärs ängstlich und eingeschüchtert war. Dann sagte er: „Keine Angst, mein Junge! In meiner Anwesenheit wird dich niemand anschauen!“

Und das stimmte auch. Wenn die Soldaten und Offiziere der Regierung an meinem Vater vorbeigingen und auf seine militärischen Abzeichen schauten, salutierten sie vor ihm. Doch auch wenn Vater so selbstsicher schien, wusste ich doch, dass er Angst um mich hatte – sonst wäre er außerhalb seines Dienstes niemals in Offiziersuniform mit mir in die Stadt gegangen, denn er liebte schicke Anzüge. Seine hoch dekorierte Uniform hielt jedoch die Militärs davon ab, mich nach meinem Alter zu fragen.

Eines Tages, als Vater und ich im „Kabul-Restaurant“ zu Mittag aßen, gesellte sich Herr Rahman, der Restaurantinhaber, zu uns und sagte: „Ich freue mich, dich heil und unversehrt wiederzusehen! Nicht jeder Offizier hat so viel Glück wie du, nur mit einer Verletzung aus Kandahar, Khost oder Panjscheer zurückzukehren!“

„Danke, Rahman Jan!“

Nach dem Mittagessen blieb Vater noch eine ganze Weile hier und unterhielt sich mit Herrn Rahman über seine Erfahrungen in Kandahar. Hier hörte ich ihn zum ersten Mal in meiner Anwesenheit über Politik sprechen. Aber vielleicht dachte er auch, dass ich noch zu jung sei, um das alles zu verstehen? Er erzählte: „Als die Russen unser Land verließen, glaubte ich an den lange ersehnten Frieden und die Demokratisierung unseres Landes. Seit ich jedoch in Kandahar meine Arbeit aufgenommen habe, ist mir klar geworden, dass wir vom Frieden in unserem Land sehr weit entfernt sind. Unsere Kinder werden zu Soldaten gemacht, die fanatischen Islamisten werden immer stärker und die Drogengeschäfte florieren. Täglich kommen fanatische Wahabi aus Saudi-Arabien und aus pakista-

nischen Kriegscamps hinzu. Sie werden die Überhand gewinnen, wenn der Westen uns nicht hilft!“

Herr Rahman fragte meinen Vater, warum er nicht mit seiner Familie ins Ausland fliehen und politisches Asyl beantragen würde.

Vater lächelte. „Im Exil zu leben, das ist nichts für mich!“

„Da gebe ich dir Recht“, gestand Herr Rahman. „Aber was ist mit deinem Sohn? Aus Musti wird früher oder später ein Kindersoldat werden, wenn er hierbleibt!“

„Ja“, antwortete Vater. „Um Mustis Zukunft mache ich mir ernsthafte Gedanken. Für seine Zukunft wäre es gut, wenn er bei seinen Großeltern in Amerika leben würde. Aber erst muss ich einen sicheren Weg für ihn finden!“

Was? Vater heckt einen Plan aus, mich ins Exil zu schicken, und ich habe keine Ahnung davon, dachte ich bei mir.

„Aber Vater! Mutter hat mir versprochen, sie würde es nie zulassen, dass ich mich von euch trenne! Ich möchte nach Amerika, aber nicht ohne euch!“

„Ist gut, mein Sohn! Das war auch nur ein Gedanke ...“

Herr Rahman erzählte uns von seinem Deutschlandbesuch vor drei Monaten. Er sagte, er hätte seine zwei Söhne besucht, die in Hamburg im Exil leben würden.

Seine Söhne Sabur und Sawur hatten früher als Bauingenieure in Kabul gearbeitet. Nach der russischen Invasion waren sie jedoch nach Deutschland geflüchtet.

„Und arbeiten sie auch in Hamburg als Bauingenieure?“, fragte mein Vater.

„Nein“, antwortete Herr Rahman. „Sie verkaufen Zeitungen in verschiedenen Lokalen und in der Nähe von Bahnhöfen. Afghansische Diplome werden im Ausland nicht anerkannt!“

Er erzählte noch von im Exil lebenden afghanischen Ärzten und Beamten, die in Restaurants Teller waschen und sich deshalb schämen würden.

Eine Woche später trat Vater das Erbe seiner Lieblingstante Ameer Kodschak an. Sie hatte ihm jede Menge Häuser und Läden in Kabul, Mazare-Scharif und Dschulalabad hinterlassen, die gut vermietet waren. Vater war über den Tod seiner Tante sichtlich erschüttert – auch weil er sich während ihrer Beerdigung im Militärkrankenhaus in Kandahar befunden und von ihrem Tod nichts mitbekommen hatte.

Nun wusste ich, dass die Flucht unserer gesamten Familie ins Ausland nicht am Finanziellen scheitern würde, und ich hoffte, dass meine Mutter meinen Vater von den Vorzügen unserer Flucht nach Amerika überzeugen konnte. Vater musste keine Zeitungen an Bahnhöfen verkaufen oder in Restaurants Teller waschen. Mit unserem Geld konnte er sich in Amerika selbstständig machen und meine Schwester Rita und ich konnten auf einer amerikanischen Universität studieren. Ich konnte ein richtiger Kapitalist werden! Aber nein, Vater wollte seine Heimat nicht verlieren und brachte somit das Leben unserer gesamten Familie in Gefahr ...

Meine Flucht aus Afghanistan

Am 3. Januar 1991 war ich bei meiner Tante Nasi zur Geburtstagsfeier ihrer Tochter eingeladen, als mich mitten in der Party ein Anruf meines Opas erreichte. Er klang sehr aufgeregt, als er in den Hörer schrie: „Chadisten! Die Geheimdienstler haben euer Haus umstellt und deinen Vater verhaftet! Sie suchen auch nach dir! Flieh, Junge! Flieh nach Maidan zu Khairoddin! Nur dort bist du in Sicherheit!“

„Aber warum haben sie ...?“

„Keine Zeit für Erklärungen, Junge! Flieh!“

Mein ganzer Körper zitterte vor Angst und Aufregung und ich war nicht mehr in der Lage, zu denken. Doch meine Tante Nasi über-